

(Nachdruck verboten.)

27]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Gewöhnlich blieb sie Frau Karoline gegenüber förmlich und grüßte nur mit Kopfnicken, ohne sie je anzureden, aus Furcht, mit ihr ein freundschaftliches Verhältnis anzuknüpfen zu müssen. Aber dieser von ihr mitgebrachte Knabe, ihre geschäftige Fürsorge um ihn rührten jedenfalls die Gräfin, so daß sie aus ihrer Zurückhaltung heraustrat. Sie sprachen halblaut miteinander.

„Wenn Sie wüßten, gnädige Frau, aus welcher Hölle ich den Jungen gezogen habe! Ich empfehle ihn Ihrem Wohlwollen, wie ich ihn allen Damen und Herren hier empfohlen habe.“

„Hat er Eltern? Kennen Sie dieselben?“

„Nein, seine Mutter ist tot, er hat nur noch mich.“

„Armer Junge! . . . welch ein Elend!“

Mittlerweile ließ Viktor die gestrichenen Brotschnitten nicht aus den Augen. Seine Blicke glühten in wilder Begierlichkeit und schweiften von diesem mit dem Messer gestrichenen Eingemachten hinauf zu den schlanken, weißen Händen Alicens, zu ihrem dünnen Hals und ihrem ganzen schwächlichen, jungfräulichen Körper. Wäre er allein mit ihr gewesen, so hätte er mit dem Kopfe ihr einen kräftigen Stoß auf den Magen gegeben, daß sie gegen die Wand geflogen wäre, um ihr dann die gestrichenen Beunen abzunehmen.

Das Mädchen hatte Vittors gefräßige Augen bemerkt und einen raschen Blick mit der Schwester getauscht:

„Hast Du Hunger, mein kleiner Freund?“

„Ja.“

„Und Du verachtest Eingemachtes nicht?“

„Nein.“

„Also würde es Dir passen, wenn ich Dir zwei Brotschnitten striche, die Du nach dem Bade verzehren würdest?“

„Ja.“

„Bist Eingemachtes auf wenig Brot, nicht wahr?“

„Ja.“

Sie lachte und scherzte, während er ernst mit offenem Munde dasaß und mit gierigen Augen sie selbst und ihre Süßigkeiten verschlang.

In diesem Augenblick tönten Lachzugen und heftiger Lärm vom Spielplatz der Knaben herauf, wo die Bieruhrpause gerade begann. Die Werkstätten leerten sich, die Zöglinge hatten eine halbe Stunde Zeit, um etwas zu essen und im Freien sich zu tummeln.

„Du siehst,“ begann Frau Karoline und führte Viktor an ein Fenster, „wenn man arbeiten muß, so spielt man auch . . . Arbeitest Du gerne?“

„Nein!“

„Du spielst aber gerne?“

„Ja!“

„Nun, wenn Du spielen willst, so mußt Du auch arbeiten; das wird alles schon in Ordnung kommen, Du wirst vernünftig werden, das weiß ich gewiß.“

Er gab keine Antwort. Eine freundige Wärme war ihm ins Gesicht gestiegen beim Anblick seiner losgelassenen Genossen, die umhersprangen und schrien; dann kehrten seine Blicke zu den Brotschnitten zurück, welche die junge Gräfin fertig gestrichen auf einen Teller legte. Ja! Freiheit und Genuß die ganze Zeit über, sonst wollte er nichts. Sein Bad war bereit, er wurde hinausgeführt.

„Das junge Herrchen wird nicht sehr leutsam sein, glaube ich,“ sagte die Schwester sanft; „ich traue denen nicht, die ein schiefgedrücktes Gesicht haben.“

„Er ist aber nicht häßlich, der Bürsche,“ murmelte Alice. „Man könnte ihn für achtzehnjährig halten, wenn er einen so ansieht.“

„Ja,“ schloß Frau Karoline mit leichtem Säuerer, „er ist sehr weit für sein Alter.“

Vor ihrem Weggehen wollten die Damen sich das Vergnügen gönnen, die zwei kleinen Kranken zu vier Uhr essen zu sehen. Namentlich war die eine sehr interessant, ein kleines blondes Mädchen von zehn Jahren, mit klugen Augen wie eine erwachsene Frau, ein schwächliches Treibhauspflänzchen,

wie alle Kinder der Pariser Vorstädte. Die Mutter saß gerade da, ein mageres Weib mit gelblicher Gesichtsfarbe und tränenheißen Lidern, neben dem weißen Bettchen, in welchem ihr Töchterchen die gestrichenen Beunen manierlich aufsaß, sehr reinlich gekleidet und den Rücken durch Kopfkissen gestützt.

Sie erkannte Frau Karoline, da sie damals sich hilfeleidend an Saccard gewendet hatte.

„O gnädige Frau, jetzt ist mein armes Magdalench noch einmal gerettet. Unser ganzes Unheil hat das Kind im Blut, sehen Sie wohl, und der Arzt hat mir gesagt, sie würde nicht lange leben, wenn sie bei uns weiter hin und her gestoßen würde. . . . Hier dagegen hat sie Fleisch und Wein, hier kann sie aufatmen und hat ihre Ruhe. . . . Ich bitte Sie, jagen Sie doch diesem guten Herrn, daß keine Stunde meines Lebens vergeht, in welcher ich ihn nicht segne.“

Ein Schluchzen erstickte ihre Rede, ihr Herz zerschmolz in Dankbarkeit. Saccard war gemeint, sie kannte ja nur ihn, wie überhaupt die meisten Eltern, welche Kinder im „Heim der Arbeit“ hatten. Die Fürstin von Orviedo kam nie zum Vorschein, während er dienstfertig sich überall sehen ließ und die Anstalt rasch bevölkert hatte, indem er alles mögliche Elend von der Gasse aufzog, um diese wohlthätige Maschine, die ein wenig seine Schöpfung war, rascher in Gang zu bringen; leidenschaftlich wie in allem verteilte er auch Hunderttausende aus seiner Tasche an die bejammernswerten Familien, deren Kinder er rettete. So blieb er der einzige und wahre Herrgott für alle diese Elenden.

„Nicht wahr, Madame, Sie sagen ihm, daß irgendwo ein armes Weib für ihn betet. . . . O, ich habe zwar keine Religion, ich will's nicht leugnen, ich war nie eine Heuchlerin. Nein, die Kräfte und unfeinerer, die kommen nie mehr zusammen; wir denken nicht einmal mehr daran; alles nützte ja nichts, wenn man seine Zeit dort verlor. . . . aber gleichwohl giebt es etwas über uns, und so ist's ein Trost, wenn jemand gütig gewesen ist, daß man den Segen des Himmels auf ihn herabrufen kann.“

Die Augen gingen ihr über, und Thränen strömten über die welken Wangen.

„Hör, Madeleine, höre. . . .“

Die Kleine, die in ihrem schneeweißen Hemdchen so blaß dalag und mit nachhafter Zungenspitze glückselig das Eingemachte von ihrem Brote leckte, schaute aufmerksam empor, ohne ihren Schmaus einzustellen.

„Jeden Abend, ehe Du in Deinem Bettchen einschliffst, mußt Du so die Hände falten und sagen: „Lieber Gott, gib, daß Herr Saccard für seine Güte belohnt werde und daß er langes und glückliches Leben habe. . . .“ Hörst Du? Du verspricht es mir?“

„Ja, Mama.“

In den darauffolgenden Tagen lebte Frau Karoline in großer Gemütsverwirrung. Ueber Saccard hatte sie keine klaren Begriffe mehr. Die Geschichte von der Geburt und der Verlassenheit Vittors, die unterschriebenen und nicht bezahlten Wechsel, das Aufwachen des unglücklichen vaterlosen Knaben in Schmutz und Kot, diese ganze jammervolle Vergangenheit erfüllten ihr Herz mit tiefem Ekel.

Sie schob die Bilder aus dieser Vergangenheit beiseite, wie sie es auch abgelehnt hatte, Marimes vertrauliche Mitteilungen hervorzurufen. Sicherlich waren alte Sünden da, vor denen sie erschrak und die ihr gar zu vielen Kummer gemacht hätten. Auf der andren Seite sah sie dieses weinende Weib, welches sein Töchterchen die Hände falten und für ebendenselben Mann beten ließ. Das war ein Saccard, den man wie den gütigen Gott anbetete, der wirklich gütig war und tatsächlich Seelen gerettet hatte, der im leidenschaftlichen Gewühl der Geschäfte zur Tugend aufwärts strebte, wenn sich ein schönes Arbeitsfeld darbot. Deshalb kam sie zu dem Ergebnis, kein Urteil mehr über ihn zu fällen. Zur Beschwichtigung ihres Gewissens sagte sich diese Frau, die zu viel gelesen und zu viel nachgedacht hatte, bei ihm sei eben, wie bei allen Menschen, viel ganz Schlechtes und viel sehr Gutes da.

Zudessen war in ihrem Gemüt eine dumpfe Beschämung erwacht beim Gedanken, daß sie ihm angehört habe. Diese Thatsache verblüffte sie immer noch, und sie beruhigte sich immer wieder durch den festen Voratz, die Sache sei aus, und diese Ueberrumpelung eines Augenblicks könne sich nie wiederholen.

So verfloßen drei Monate, in denen sie zweimal wöchentlich Viktor besuchte. Dann fand sie sich eines Abends wieder in Saccards Armen; jetzt gehörte sie ihm endgültig an.

Monate vergingen, und man muß zugeben, daß Frau Karoline während der ganzen schwierigen Anfänge der Banque Universelle Saccard überaus umsichtig und thatkräftig fand. Na, ihr Verdacht von zweideutigen Geschäften, ihre Verächtung, daß er sie und ihren Bruder bloßstellen könnte, zerstreute sich ganz und gar, wenn sie ihn in unaufhörlichem Kampf mit den Schwierigkeiten vom Morgen bis zum Abend unablässig thätig sah, um den richtigen Gang dieser gewaltigen neuen Maschinerie zu sichern, deren Räderwert knarrte und schier plagen wollte. Sie wußte ihm dafür Dank, sie empfand Bewunderung für ihn.

Mit der Universelle ging es in der That nicht so rasch vorwärts, wie er gehofft hatte, denn sie hatte die heimliche Feindseligkeit der großen Banken gegen sich. Schlimme Gerüchte gingen um, Hindernisse türmten sich immer wieder auf, legten das Kapital fest und gestatteten keine großen fruchtbringenden Unternehmungen. Deshalb hatte er aus der Not des langsamen Vorangehens, zu dem man ihn zwang, eine Tugend gemacht: nur Schritt für Schritt rückte er auf festem Boden vor, spähte vorsichtig nach den Gruben und Fallen und war zu sehr mit dem Vermeiden des geringsten Fehltritts beschäftigt, um sich in die Zufälligkeiten des Spiels hineinzuwagen. Er knirschte vor Ungeduld, er stampfte zornig wie ein Rennpferd, das zu leichtem Trabgang gezwungen ist; aber nie hatte ein Bankhaus so ehrenwerten und tadellosen Anfang genommen. An der Börse besprach man dies mit Bewunderung.

Auf solche Weise kam der Termin der ersten Generalversammlung heran. Sie war auf den 25. April anberaumt worden. Schon am 20. traf Hamelin aus dem Orient ein. Er war ausdrücklich nach Paris gekommen, um in der Versammlung den Vorsitz zu führen, auf Saccards dringenden Ruf hin, welcher in dem allzu engen Hause schier ersticke. Uebrigens brachte er vortreffliche Nachrichten mit: die Verträge behufs Bildung der „Compagnie Générale der vereinigten Dampfer“ waren abgeschlossen. Andererseits hatte er Konzeptionen in der Tasche, welche einer französischen Gesellschaft die Ausbeutung der Silberbergwerke des Karmels sicherten, von der „Türkischen Nationalbank“ gar nicht zu reden, wozu er soeben in Konstantinopel den Grund gelegt hatte, und die eine förmliche Filiale der Universelle zu werden versprach. Die große Frage der Eisenbahnen in Kleinasien dagegen war noch nicht spruchreif und mußte bis auf weiteres verschoben werden. Uebrigens sollte er schon am Tage nach der Generalversammlung zur Fortsetzung der Vorstudien dorthin zurückkehren.

Hoch entzückt hatte Saccard eine lange Unterredung mit ihm, welcher Frau Karoline anwohnen durfte. Er überzeugte beide ohne Mühe, daß eine Erhöhung des Aktienkapitals unumgänglich nötig sei, falls man allen diesen Unternehmungen vollauf genügen wollte. Schon hatten die größten Aktionäre, Daigremont, Suret, Séville, Kolb, diese Erhöhung gutgeheißen, so daß der Antrag innerhalb zweier Tage ausgearbeitet und noch am Tage vor dem Zusammentritt der Aktionäre dem Aufsichtsrat vorgelegt werden konnte.

Diese außerordentliche Sitzung hatte einen feierlichen Verlauf. Alle Mitglieder des Aufsichtsrats waren in dem ernstesten Saale anwesend, in welchen die hohen Räume des Hotel Beauvilliers einen grünlischen Schimmer warfen. Sonst fanden monatlich nur zwei Sitzungen statt: die kleine und wichtigere um den Fünfzehnten, — in ihr erschienen nur die wirklichen Leiter, die geschäftskundigen Mitglieder, — die große Sitzung um den Dreißigsten war die Brunksammlung, wozu sich alle, auch die Stummen und die Zierden einfanden, um die vorher zurechtgelegten Arbeiten zu genehmigen und die nötigen Unterschriften zu erteilen. An jenem Tage war der Marquis de Bohain mit dem kleinen aristokratischen Köpfchen als einer der ersten zur Stelle; mit seiner stolzen, blasirten Miene brachte er die Genehmigung des ganzen französischen Adels mit. Der Vicepräsident, Vicomte de Robin-Chagot, ein sanftmüthiger und habgieriger Mann, hatte die Aufgabe, die nicht sachkundigen Mitglieder des Aufsichtsrates beiseite zu nehmen und ihnen mit einem Worte die Befehle des Direktors mitzuteilen, des eigentlichen Herrn. Alles war abgekartet, alle versprachen mit einem Kopfnicken zu gehorchen.

Endlich begann die Sitzung. Hamelin legte den Bericht vor, den er in der Generalversammlung verlesen sollte. Das war die große, langer Hand vorbereitete und innerhalb der

letzten zwei Tage zusammengestellte Arbeit Saccards, worin die vom Ingenieur mitgebrachten Notizen Verwendung gefunden hatten. Jetzt hörte er mit Bescheidenheit und lebhafter Theilnahme den Bericht an, als kenne er kein Wörtchen davon. Zunächst erwähnte dieser die von der Banque Universelle seit der Gründung gemachten Geschäfte, lauter gute, aber unbedeutende, Tag für Tag erzielte Geschäfte, wie sie bei allen Bankhäusern fortlaufend eingingen. Indessen stand ziemlich bedeutender Gewinn auf der mexikanischen Anleihe in Aussicht, die einen Monat zuvor im Anschluß an Kaiser Maximilians Abreise nach Mexiko in Umlauf gebracht worden war, eine höchst fragliche Anleihe mit wahnsinnigem Agio, bei welcher Saccard aus Geldmangel damals zu seinem tödlichen Bedauern nicht nach Herzenslust im Trüben fischen konnte. Alles dies bot nichts Ungewöhnliches; aber man hatte sich durchgeschlagen. Für das erste Betriebsjahr, das nur das eine Vierteljahr von der Gründung am 5. Oktober bis zum 31. Dezember umfaßte, betrug der Reingewinn bloß vierhundert und einige tausend Frank. Dies hatte ermöglicht, von den Einrichtungskosten den vierten Teil zu amortisieren, den Aktionären ihre fünf Prozent auszuzahlen und in den Reservecapitalen zehn Prozent einzuwerfen. Außerdem hatten die Aufsichtsräte die jahungsmäßige Rantieme erhoben, so daß eine Summe von etwa achtundsechzigtausend Frank übrig blieb, die man auf das nächste Betriebsjahr vortrug. Dividende hatte es keine gegeben. Dies war äußerst ehrenwert, aber auch äußerst mittelmäßig. Nehulich war es mit dem Kurs der Aktien der Universelle gegangen; sie waren langsam, ohne Sprünge, auf normale Weise von fünfhundert auf sechshundert gestiegen, wie die Papiere jeder achtbaren Bank; seit zwei Monaten standen sie nunmehr still, weil kein Grund da war, sie höher emporzutreiben, bei dem langsamen alltäglichen Gang, in welchem das neugegründete Haus einzuschlummern schien.

Alsdann ging der Bericht zu den Aussichten auf die Zukunft über; hier erweiterte sich plötzlich der Gesichtskreis, eröffnete sich die weitumfassende Aussicht auf eine ganze Reihe großartiger Unternehmungen.

Der Hauptnachdruck lag auf der „Compagnie Générale der vereinigten Dampfer“, deren Aktien die Universelle aufzulegen in Begriff stand. Diese mit einem Kapital von fünfzig Millionen gegründete Gesellschaft wollte den gesamten Transportverkehr auf dem Mittelmeer monopolisieren und die beiden einander befehdenden großen Gesellschaften verschmelzen, nämlich die über den Piräus und die Straße der Dardanellen nach Konstantinopel, Smyrna und Trapezunt fahrende „Phocœne“ sowie die über Messina und Syrien nach Alexandria fahrende „Société maritime“, die kleineren Firmen ungerechnet, die dann dem Konsortium beitraten, Combarel u. Compagnie für den Dienst nach Algier und Tunis, Henri Riotard Witwe über Spanien und Marokko nach Algier, die Gebrüder Féraud-Giraud über Civita Vecchia nach Italien, Neapel und den Häfen an der Adria. So eroberte man das ganze Mittelmeer, indem man aus diesen einander umbringenden Konkurrenzgesellschaften und -häusern eine einzige große Gesellschaft bildete. Mit den in einen Mittelpunkt vereinigten Kapitalien könnte man Musterboote mit ungeahnter Fahrgeschwindigkeit und ungeahntem Komfort bauen. Man würde die Zahl der Fahrten erhöhen, neue Hafensplätze schaffen, den Orient zu einer Vorstadt von Marseille machen. Welche Bedeutung müßte die Gesellschaft erst erlangen, wenn sie nach Vollendung des Suezkanals regelmäßige Dienste nach Indien, Tongking, China, Japan ins Leben rufen konnte! Nie hatte ein Unternehmen sich im Lichte einer großartigeren und sichereren Auffassung gezeigt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Sachalin.

Von B. W. Doroschewitsch.

Es war der 16. April. Aus Nordwest wehte ein kalter, schneidender Wind. Die See ging hoch. Das Dampfschiff rollte beständig von einer Seite zur andren. Ich stand auf dem Oberdeck und betrachtete aufmerksam die aus dem Nebel auftauchende, rauhe, felsige, noch mit Schnee bedeckte Küste.

Der erste Eindruck war trostlos, schwer, bedrückend. „An dieser Stelle ist die „Kostroma“ untergegangen,“ sagte der Kapitän.

Ich stiege auf das untere Verdeck hinab. Neben dem Schornstein drängen sich die Sträflinge. Sie schauen um sich, als wollten sie sich an den Anblick der Insel gewöhnen, auf welcher sie ihr Leben beschließen sollen.

Die Bemerkungen sind kurz, düster:

„Sachalin!“

„Noch Winter!“

„Lass' mich sehen!“

„Ist nichts zu sehen. Alles unter Schnee.“

Das Rollen des Schiffes nimmt zu. Wir kommen in die Meerenge von Laperouze. Links der Leuchtturm von Arifionsi, rechts die tosende, schäumende, wütende Brandung, die alljährlich ihre Opfer fordert. Vorn schiebt sich dichtes Padeis heran. Die Eisschollen bedecken den ganzen Horizont.

Wahrlich, es klingt wie bitterer Spott! Da führt man Menschen fast um die ganze Erde herum, zeigt ihnen flüchtig ein Winkelchen des irdischen Paradieses, das üppige, blühende Ceylon, läßt sie einen Blick werfen auf Singapur, diesen schönen, diesen Märchengarten, läßt sie ihre Augen weiden an den wunderbaren, malerischen Klüften Japans bei der Einfahrt von Nagasaki, an Ufern, von denen man den Blick nicht abwenden möchte, um sie dann an dieser felsigen, rauhen Küste anzusehen, dieser Küste, die noch Mitte April mit Schnee bedeckt ist, diesem Lande der Schneegestöber, der Seestürme, der Nebel, der Eisschollen, der Wirbelwinde — und sagt ihnen: „Lebt hier!“

Sachalin . . .

„Rund herum Wasser und in der Mitte Elend! Rund herum Meer und in der Mitte Kummer!“ sagen die Sträflinge.

„Die hoffnungslose Insel! Die rechtslose Insel! Die tote Insel!“ nennen sie die Beamten auf Sachalin.

Die Insel ist ein Gefängnis.

Wenn man die Karte Sibiriens betrachtet, so bemerkt man rechts vom Kontinent ein Etwas, das sich parallel zur Küste hinzieht und von weitem an ein Ungeheuer erinnert, das den Rücken öffnet, um das gegenüberliegende Kamzai zu verschlingen. Die Steinkohlenstriche in den schroffen Felswänden, die gebrochenen Zidzadlinien der zu Tage tretenden Kohlenschieferlagen — alles zeugt dafür, daß sich hier einmal eine große Revolution in der Natur abgespielt hat. Damals krümmte sich der Rücken des Ungeheuers, damals schwankte die Erde in gigantischen Wellen. Nicht umsonst gleichen die Berge von Sachalin ungeheuren, erstarrten Wellen, nicht umsonst erinnern die Täler von Sachalin an Schlünde und Abgründe, wie sie sich bei stürmischer See zwischen den Wellen aufthun.

Die Revolution ist zu Ende. Das Ungeheuer ist beruhigt. Nur selten hebt es seine noch bald hier, bald dort.

Sachalin ist eine menschenleere Insel. Vom Kontinent trennt sie die tatarische Meerenge, die bewegteste, stürmischste, heimtückischste Meerenge der Welt, in der es im Winter bei Schneegestöber stockfinster ist, während im Sommer heftige Stürme mit dichten Nebeln abwechseln. Die Nebel sind so dicht, daß man in der Mitte dieses weissen Leidentuches die Mastspitzen des eignen Schiffes nicht zu erkennen vermag. Hier wechseln Windstille und grimziger Orkan in kaum fünf Minuten.

Vollständige Windstille . . . Plötzlich beginnt es im Lautwerk zu pfeifen . . . Richte die Anker oder kappe sie und flieh ins offene Meer, wenn du nicht an den Klippen in tausend Atome zerfallest willst.

Hier ist das Meer ein Verräter und auch das Land kein Freund, sondern ein Feind des Seemanns. Hier muß man Meer und Land fürchten.

Sachalin liebt es nicht, daß man an seinen steilen, schroffen, felsigen Klüften landet. Am ganzen westlichen Strand kein einziger Ankerplatz. Der Meeresboden eine glatte, gleichmäßige Steinplatte, auf der bei Sturm kein Anker festhält. Wieviel Schiffe sind hier zu Grunde gegangen, liegen in dieser Meerenge begraben!

Sachalin ist eine rauhe, kalte Insel. Der Winter ist streng und grausam. Schneegestöber dauern oft wochenlang. Bisweilen brechen schreckliche Wirbelstürme über die Insel herein und begraben ganze Ortschaften im Schnee. Der Sommer ist kurz, kalt, neblig. Nur der Herbst ist erträglich. Am 20. Mai kam ich nach Duor, einem abgelegenen, kleinen Dorf gerade im Mittelpunkt der Insel, und als ich am 21. des Morgens erwachte, sah ich einen klaren, frischen, schönen Wintermorgen. In der Nacht war Schnee gefallen. Dieses weiße Leidentuch, etwa 35 Centimeter hoch, bedeckte alles: Dächer und Erde, Gefängnis und Dorf. Der Schnee blieb zwei Tage liegen und schmolz erst am 23. Mai.

Die Ufer sind hoch, senkrecht abfallend, unzugänglich. Auf diesen schroffen Felswänden bemerkt man die Zidzadlinien gelber Thonschichten, rauchfarbene Kohlenschieferstriche, weissen Sandstein. Hier und da zeigt sich auch das charakteristische Rostbraun des Eisenerzes. Oben dichter, undurchdringlicher Wald. Tannen und Kiefern, ausgehungert, an der Windseite bar jeglichen Astwerks. Auch die Wipfel der Bäume entwideln und drehen sich nach dem Winde, gerade wie Rauch nach dem Schornstein eines Dampfers. Diese Bäume gleichen von weitem umgeschlagenen Giganten, die mit flehentlich ausgestreckten Händen vor dieser entsetzlichen Küste, vor diesem rauhen, kalten, grausamen Meer, diesen erwärmungslosen Stürmen fliehen.

In den Wäldern Totenstille. Nur trockene Zweige brechen und rascheln unter den Füßen. Wenn man stehen bleibt, keine Vogelstimme, kein Laut . . .

Das Schweigen der Wälder auf Sachalin gleicht der Stille eines verlassenem, verfallenen Tempels, unter dessen Bögen keine frommen Gesänge mehr ertönen.

Tiefer hinein enigtes Schweigen. Schon ist das Sonnenlicht nicht mehr zu sehen. Finsternis rund herum. Hier würgt es einen. Hier fällt es einem schwer auf die Seele. Hier ist es sogar den

Bäumen schwer. Hier tranken sogar diese Giganten: ihre Stämme sind durch ungeheure, ungesunde Auswüchse gekrümmt, entstellt.

Da habt ihr ein Bild von der Natur des nördlichen Sachalins! Vor 27 Jahren hausten hier nur Varen und Giljaken, elende, unglückliche Wilde, die in geistiger und sittlicher Beziehung nicht viel höher standen als ihre Gefährten im Urwald. Steif und fest glauben die Giljaken daran, daß die Varen genau ebensolch eine Seele haben, wie sie selbst, daß die Seele des Varen nach dem Tode ebenso zum „Wirt“, dem Gott des Urwaldes, geht, über die Giljaken Klage zu führen, und daß der „Wirt“ beide wie Gleichstehende richtet!

Jetzt giebt es nur noch wenige Giljaken in dieser Gegend, nur hier und da, in den Dörfern zerstreut.

Ah, diese elenden, für Sachalin so typischen Dörfer! Die Häuser verlassen, zerstört, halbeingestürzt. Auch hier kein Laut. Auch hier dasselbe ewige Schweigen wie im Urwald.

„Leben hier Menschen?“ fragte ich meinen Kutscher.

„In zwei, drei Häusern leben noch welche. Die übrigen sind leer.“

„Und wie leben sie?“

„Gott, ist das auch ein Leben? Radern sich ab.“

„Pflanzen, säen sie etwas?“

„Was wächst denn hier? Höchstens Kartoffeln und selbst die schlecht.“

Sie leben schweigend, düster, jeder für sich abgeschlossen, traurig den Tag erwartend, an dem ihre Verbannung endigt.

Fort, fort aus dieser trostlosen Gegend!

Ein Dreigespann kleiner, klinker, ausdauernder Pferde führt uns von Berg zu Berg, von Schlucht zu Schlucht nach dem Süden der Insel.

„Da! Hier hat man Kasejew toteschossen, einen der Mörder Argimowitsch!“ sagt mir mein Kutscher. „Hier ist vor zwei Jahren eine Frau mit ihrem Kinde im Schneesturm erfroren . . . Hier fuhr ich vor einigen Tagen einen Doktor her — schnitten einen Sträfling ab . . . Hatte sich aufgehängt . . . Hier hat man im vergangenen Jahre den Kolonisten Lawrow toteschlagen . . .“

Das sind so die üblichen Merkzeichen für die Wege auf Sachalin.

Das Landschaftsbild ändert sich. Statt der trostlosen Fichten und Tannen des nördlichen Sachalins heitere, freundliche Lärchenbäume, die schon anfangen, sich mit reichen, zarten, duffigen Nadeln zu bedecken. Hier und da eine mittelgroße sibirische Eber.

Stellenweise findet man auch weißschimmernde Birkenhaine.

Die Birken treffen noch keine Anstalten, aufzubrechen, aber trotzdem machen ihre weißlichen Stämme einen gewissen heiteren, zielichen, reinlichen Eindruck nach dem mürrischen Dunkelgrün der Nadelwälder.

Weiden, biegsame Trauerweiden, beugen sich über ein Flüßchen, gerade als wenn sie es in einem schnellen Lauf beobachten wollen. In den Schluchten liegt noch Schnee, aber auf den Hügeln, wo die liebe Sonne wärmt, grünt und blüht es bereits. Die Berge sind weniger abschüssig, die Täler breiter, freundlicher. Es sind keine Felsenschluchten mehr, keine ungeheuren Spalten zwischen den Bergen, sondern weite, geräumige, von Bergen eingerahmte Ebenen.

Auch die Ansiedelungen, welche man trifft, zeigen eine ziemliche Größe. Etwa die Größe eines guten Marktledens. Und häufiger bekommt man auf die Frage: „Wie lebt Ihr?“ die Antwort:

„Wir leben ja so einigermahen; nur der Sommer ist schrecklich kurz.“

Auf dem Felde sieht man Leute mit Ochsen gespannen pflügen. In jedem kleinen Dorfe findet man zwei, drei und mehr wohlhabende Besitzer. Das ist der Bezirk Tymowsk, das mittlere Sachalin.

Dahinter beginnt die Meerenge, die Tundra, wie die Leute auf Sachalin sagen. Die Räder versinken, drehen sich kaum in dieser Torfmasse. Der Kutscher steigt ab und geht nebenher, damit die Pferde es leichter haben sollen. Wir bewegen uns kaum von der Stelle. Die Pferde dampfen. Es riecht nach Heiberant. Von seinem drückenden, schwülen Geruch, der an Cypressenduft erinnert, bekommt man Kopfschmerzen. Die ganze Tundra ist übersät mit diesen roten Sträuchern. Gerade wie geronnenes Blut sieht die Erde aus. Die Tundra gleicht dem Walde. Auch hier kein Laut. Vanges Schweigen. Dumpfe, bellennende Traurigkeit befällt die Seele. Eine Atmosphäre der Trostlosigkeit.

Und man kann es nicht glauben, daß es irgendwo auf der Welt ein Italien giebt, einen blauen Himmel, eine warme Sonne, daß es in der Welt Gesang und Lachen giebt . . . Alles, was man früher gesehen und gehört hat, alles das erscheint einem so entfernt, gerade als wenn es sich auf einem andren Planeten zugetragen hätte, alles das erscheint einem wie ein unwahrscheinlicher, unmöglicher Traum.

Ein Ocean von Tundren und Urwäldern. Und in diesem Ocean kleine Inselchen, Stückchen fester Erde. Auf diesen Inselchen entstanden kleine Dörfer. Die Menschen versuchten hier zu leben, die Natur zu besiegen, vermochten es aber nicht und zogen wieder fort.

Traurige, verlassene Dörferchen. So bis Onar. Von da ab vollständiger Moorgrund, über welchen man im Winter mittels Hundeschritten fährt, während man im Sommer außer Stande ist, denselben zu passieren.

Mit dem Bezirk Korjakowsk beginnt das südliche Sachalin. Verschiedenartige Laubbäume. Das Klima verhältnismäßig milder. Hier atmet man, lebt man immerhin leichter

Wenn ihr die Karte betrachtet, seht ihr den ganzen Süden Sachalins mit schwarzen Punkten bedeckt: lauter Dörferchen. Hier kann man wenigstens den Fuß auf festen Boden sehen. Hier macht sich die schwere Arbeit wenigstens etwas bezahlt. Hier wird es schon zeitig Frühling. In langen Zügen ziehen wilde Schwäne nach dem Norden. Ungefähr zwei Meile vom Ufer zieht sich im Meer ein weißer Streifen, wie ein Milchstrom. Das ist der Hering, der im Meer tang laicht. Im Walde zwitschern und singen die Vögel. Hier ist doch immerhin Leben, Sonne, Licht.

Da habt ihr ein Bild von Sachalin!

Die Luft dieser Insel scheint erfüllt von schweren Seufzern. Selbst die Schreie der Nachtvögel klingen wie Stöhnen. Viel Blut ist hier vergossen worden von Unglücklichen, die im Stande sind, einander wegen einer einzigen Kopeke zu töten. Jedes Winkelchen — eine schreckliche Erinnerung. Alles atmet Leiden. Hier giebt es nur Verbreden und Arbeit. Hier muß alles gewaltiam errungen werden. Der Boden Sachalins bringt nichts hervor, wenn man ihn nicht mit Schweiß und Thränen düngt.

In seinem Schoß birgt Sachalin große Reichtümer. Mächtige Steinkohlenlager. Erdöl. Auch Eisen soll da sein. Man sagt sogar — Gold. Aber Sachalin hütet seine Schätze eifersüchtig, hält und bewahrt sie sicher. Es hemmt eure Neise durch undurchdringliche Wälder, es versenkt euch im Moorgrund seiner Tundren. Mit Eisen und Feuer muß sich der Mensch hier seinen Weg bahnen, mit Schweiß, Blut und Thränen sich den Boden dienstbar machen, die Hälfte seines Lebens opfern, um die andre Hälfte kaum erträglich zu verbringen.

Das ist die Kerkeringel. —

Kleines feuilleton.

ng. Der Fuhrmann. Wie im Särlase nicken die Pferde dahin auf der Chaussee. Der schwere Schimmel mit dem breiten Rücken sieht weder rechts noch links; ein gleichmäßiges Heben und Senken des Kopfes — so wandert er Schritt für Schritt. Der Fuhrer schreit zuweilen auf aus seiner Müdigkeit, bläht die Nüstern und schüttelt die blonde Mähne, als müsse er das Baumzeug abwerfen; straffer spannen sich die Riemen, aber der Schimmel folgt ihm nicht. So verfährt auch der Fuhrer immer wieder in dieselbe schleppende Gangart.

Die Seitenbretter des Wagens biegen sich nach außen; das Gefährt ist dicht gepackt mit roten Mauersteinen beladen. Nur auf dem vordern Teil blieb ein schmaler Platz für den Kutscher. Dieser lehnt, die Zügel schlaff in der rechten Hand, die Peitsche im Arm, mit Kopf und Rücken an den harten Ziegeln. Wie die Pferde, so droht auch ihn die Müdigkeit zu überwältigen. Wenn der Fuhrer sich schüttelt, schreit der Kutscher auf, greift zur Peitsche und schwingt sie über den Rücken der Pferde: „Hüh! Hüh!“ Aber der Schimmel hört und fühlt nicht. . . . „Verdammte Viecher!“

Vor der Waldschene steht das Gefährt plötzlich. Vesperzeit ist's und der Fuhrer hat die Krippe erblickt. Der Kutscher steigt gähmend und schwerfällig herunter, schüttelt den Pferden vor und tritt, die rotbehaubte Mütze abklopfend, ins Schanzzimmer: „Einen Topp Kaffee, Mutter Hauschild.“

Die Birin nickt, legt ihr Strickzeug beiseite und schurft in die Küche.

Der Fuhrmann hat seine Vesperstullen ausgewickelt, sein Taschenmesser an den Hosen gepuht und beginnt zu essen. Aber es schmeckt nicht. Trocken ist's; und dann: das verfluchte Gähnen! Immer wieder riecht's an den Aumladen. So lehnt er sich in eine Ecke . . .

Als Mutter Hauschild mit dem Kaffee eintritt, schnarcht's ihr entgegen. Sie muß den Schlafenden rütteln. Endlich ermuntert er sich und sieht verblödet umher: „. . . Ach so!“ Er springt ans Fenster. Die Pferde freisen nicht mehr. Unbeweglich stehen sie mit hängenden Köpfen, wie angewachsen auf einem Fleck.

„Nanu, sind Sie müde!“ Frau Hauschild jagt's kopfschüttelnd, indem sie wieder zum Strickzeug greift.

Der Fuhrmann hat gerade den Topp vorm Munde. Er thut einen tüchtigen Zug und macht sich, laut auflachend, an sein Vesperbrot: „Müde? Dummschuld! Seit fuffzehn Stunden auf'm Bod! Bergang'ne Nacht hab' ich kaum die Klappe gefehn.“

„So viel zu thun jetzt?“

„Und ob! Da is einer, der möcht' am liebsten in vierundzwanzig Stunden ne Villa gebaut haben. Tag und Nacht möcht' man schufken! Aber das is meine letzte Fuhrer für heute, da mag sich der Dlle auf'n Kopp stellen! Man is ja kein Mensch mehr! Verdamm't noch mal!“ Er trinkt den Rest und wirft einen Nidel auf den Schentisch: „Nabend!“

„Nabend.“

Die Pferde haben das halbe Futter in der Krippe gelassen. Der Fuhrmann schüttelt es zurück in den Sack. Dann schwingt er sich auf den Wagen und greift zur Peitsche.

Anfangs geht's flotter auf der staubigen Landstraße dahin. Ein gelinder Trab.

Aber der Schimmel hat keine Ausdauer mehr trotz Peitsche und Zuruf. Alles Fluchen hält ihn nicht munter; er gerät wieder ins Nicken. Der Fuhrer macht noch einige Anstrengungen, dann läßt auch er den Kopf hängen.

Der Kutscher hat zu pfeifen begonnen, um sich wach zu halten. Allmählich verstummt er; gewaltig drückt der Schlaf auf die Augen. Der Kopf lehnt sich zurück an die harten Steine.

Schritt für Schritt — ein gleichmäßiges Nicken. Eintönig knarrt der Wagen. . . .

Immer geradeaus stapfen die Pferde. Auch dort, wo die Landstraße sich in scharfer Kurve wendet.

Plötzlich giebt's einen Ruck . . . das Gefährt ist mit dem Vordergrad auf einen Felsstein geraten . . . ein zweiter Ruck . . . ein dumpfer Schrei . . . der Fuhrer bäumt sich auf und springt zur Seite . . .

Der Schimmel rührte sich kaum. Die Reine schleift im Sand. Führerlos knarrt ein Wagen eintönig im Dämmerlicht auf der Chaussee dahin . . .

Technisches.

gr. Neue Transportvorrichtung für Kohlen zc. Neuerdings wird unter der Bezeichnung Propeller-Minne eine Transportvorrichtung für die verschiedenartigsten Materialien hergestellt, die ein eigenartiges Prinzip für die Fortbewegung benützt. Bei den bisher bekannten Verfahren zur Beförderung von Massengütern in schwingenden Minnen und ähnlichen Vorrichtungen, wie Gorden und Rüttelanlagen, bewegt man die das Material tragenden Unterlagen derart, daß dem Material ein Impuls erteilt wird, der es zwingt, sich von seiner Unterlage abzuheben, sähig zu derselben hochzufliegen und weiter nach vorn wieder auf die Unterlage herabzufallen. Bei derartigen Transporteinrichtungen erfährt aber das Material Lagenverschiebungen, wodurch Krastverluste eintreten; ferner kommt in Betracht, daß besonders leicht bröckelnde Massen, wie Kohle, Coals zc., sowie gewisse chemische Produkte zerfallen und so entwertet werden; außerdem wird der Weg, den das Material zurücklegt, bei derartigen Transportanlagen unnötig vergrößert. Zur Vermeidung solcher Uebelstände wendet man oft elastische Transportbänder aus Gummi, Kotoszfaser zc. an, die aber infolge der vielen auf der Strecke erforderlichen Tragrollen, der großen Abnutzung und ihrer verhältnismäßig geringen Leistung manches zu wünschen übrig lassen.

Eine recht glückliche Lösung des hier vorliegenden Problems stellt nun die Propeller-Minne dar. Bei dieser Transportvorrichtung wird das Fördergut in folgender Weise bewegt: Die Förderrinne arbeitet so, daß sie durch geradlinige, mit der Förderichtung gleichlaufende, kurze Hin- und Herbewegung das in ihr ruhende Fördermaterial in geschlossenen Massen vorwärts schiebt, ohne es abzubeugen oder abzustößen, und ohne daß eine Zertrümmerung des Transportierten hierbei stattfindet. Diese Wirksamkeit wird dadurch erreicht, daß die durch Schwingen unterliegende Minne das in ihr ruhende Fördergut durch einen hinreichen und einfachen Kurbelmechanismus aus der Ruhelage in eine gleichförmig beschleunigte Vorwärtsbewegung versetzt. Kurz nach Erreichung der höchsten Geschwindigkeit wird die Minne durch die zwangsläufige Föhierung plöglisch, aber doch stoßfrei zurückgezogen, während das Fördergut dem erhaltenen Beschleunigungsimpuls entsprechend, seine Vorwärtsbewegung beibehält, bis der dann bald erfolgende Ruhewechsel des Antriebsmechanismus der Minne und dem kaum zur Ruhe gekommenen Fördergut einen neuen Impuls nach vorwärts erteilt. Die Bewegung der Propeller-Minne gleicht also ungefähr der Bewegung, die der Mensch beim Arbeiten mit einer Säufel ausführt. Mit einer Propeller-Minne können nicht nur Kohlen, Briquets, Erze, Steine, Sand, Cement, Zucker, Mehl, Getreide befördert werden, sondern auch leichte Stoffe, wie Papierabfälle, Sägespäne zc. werden gut transportiert; nicht minder wichtig ist es, daß man auch breite Materialien wie Lehm, Mörtel zc., sowie auch Körbe und Kisten gleich gut mit der Propeller-Minne fortbewegen kann.

Wie zweckmäßig diese Konstruktion für den Transport von Massengütern ist, geht sehr gut daraus hervor, daß man sie nur mit einem Fünftel der Tourenzahl laufen läßt, die sonst die Schüttelrinnen erfordern, während man trotzdem eine etwa dreimal größere Leistung erzielt. Ueber die Leistungsfähigkeit derartiger Propeller-Minnen sei noch bemerkt, daß man mit Minnen von 0,80 Meter Breite bei 60—70 Touren pro Minute 150—200 Tonnen (a 1000 Kilo) in der Stunde zu befördern vermag. Diese Propeller-Minnen werden in Längen bis über 100 Meter ausgeführt; sie dürften für den Transport von Massengütern in Zukunft eine große Bedeutung erlangen. —

Humoristisches.

— In einer Vereinsbibliothek. Bibliothekarin: „Nun, Mädchen, was sollen Sie heute für Bücher mitbringen?“

Die n e m ä d c h e n : „Die Madame hat gesagt: wenn Herren da wären, soll ich etwas Klassisches verlangen, und wenn keine da wären, so sollen Sie mir etwas Modernes, Sastiges geben.“ —

— Die „Seele“. Der Unteroffizier Meyer behandelt in der Instruktionstunde soeben die Lehre vom Geschütz und seinem Teiler und erklärt den Einjährigen den Begriff der „Seele“ (das Rohrinnere): „Also paßt's auf, denn Ihr Bildungstakt wißt doch wieder nichts, wenn man Euch fragt! Die Seele ist ein unsichtbares Organ, wo, wenn Ihr die Ehre habt in Sr. Majestät Dienst draufzugehen, hinauffliegt, wenn's wahr is; genau eine solche Seele hat auch das Kanonenrohr und zwar beginnt sie bei diesem Loch und endet weiter rückwärts.“ — („Jugend.“)